

# Die Fenne Welt

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## — In einer Winternacht. —

(Fortsetzung.)

Erzählung von Felix Hübel.

Hagen zog das Vorle wieder auf seinen Schoß, und plötzlich schien ihm etwas ungemein Lustiges durch den Sinn zu gehen. Aus seinen hellen Augen lachte es, und um seinen Mund lag schalkhafter Spott. „Sei nicht böse, Lieb!“ sagte er, der verwundert Aufschauenden lacht das weiche, braune Haar streichelnd, „sei nicht böse,

aber wenn ich daran denke, daß der Herr Pfeifenrenter Dich heiraten wollte, Dich!“

Und er lachte laut auf.

„Du frivolster Mensch!“ grollte das Vorle, „Du hast gut lachen. Wie hat die Tante gekostet und gejammert, daß ich dem Schulmeister nicht jauchzend in die Arme flog!“

„Bedauernswerte Tante und bedauernswerter Pfeifenrenter!“ lachte Hagen; „aber die Idee ist wirklich göttlich. Wenn ich mir das alles so anschaue, Ihr beide als Brautpaar! Ihr beide als Eheleute! Du, deren Seele nach Schönheit hungert und dürstet, zur engsten Gemeinschaft gezwungen mit diesem Pfahlbürger, dieser Holzgruppe! Und



Fuchs und Hunde. Nach dem Gemälde von H. Sperling.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Deine eigene reine, herrliche Schönheit alle Tage befeuert und herabgewürdigt! Bei Gott, ich kam zur rechten Zeit!"

"Ich wäre nie die Seine geworden," flüsterte Lore, indem ihr die Schamröthe flammend in die Wangen schlug.

"Was wolltest Du tun?" fragte er gespannt.

"Was die Welt tat!" erwiderte sie düster.

Hagen sah erstaunt, fast erschrocken auf: "Wie das Dir widerspricht! Du selbst sagtest doch, sie sei gemordet worden!"

"Man hat sie gezwungen, sich zu töten. Das nenne ich Mord!" Ihr Körper zuckte und wand sich wie in Erinnerungen von etwas Schrecklichem, Häßlichem.

"Wie das Dich erregt, Lieb! Sei ruhig! Wenn Du mehr weißt um die Sache, wenn Du den Schuldigen kennst, warum machst Du nicht Anzeige, damit man ihn zur Verantwortung ziehe?"

"Nein!" entgegnete sie fast heftig, und in ihren Augen glomm es wie Grausamkeit. "Er hat eine härtere Strafe zu erdulden. Er weiß, daß er in meiner Gewalt ist, und das treibt ihn zum Mörder. Obwohl er schon immer dem Trunke ergeben war, hat er sich doch, seit Lenis' unglückseliger Tod, mehr und mehr dem Laster in die Arme geworfen. Von Angst und Gewissensbissen gefoltert, sinkt er tiefer und tiefer. Arbeit kennt er schon lange nicht mehr, im Dorfe ist er gehaßt und gefürchtet und seine eigenen Eltern wollen ihn verstoßen! Er soll langsam untergehen und elend werden wie der Elendeste. Das will ich und das wünsche ich."

"Lore!"

Fast entsetzt starrte Hagen auf das junge Mädchen, das, fortgerissen von der Gewalt der eigenen Worte, in höchster Erregung sich erhoben hatte, wie eine Nachgöttin aus lobernden Augen herausfordernd um sich blickend.

"Wie Du ihn hassest! Aber noch verstehe ich nicht. Was hat er getan? Wer ist es?"

"Dir will ich's sagen, aber nur, wenn Du stillschweigen gelobst. Du sollst mich nicht fluchen und grausam halten; nicht Du!" Und sie blickte wieder zärtlich auf den Mann, der sie zu sich heran und auf seine Kniee zog.

"Die Leni war die einzige im Dorfe, mit der ich zusammenkam, aber auch nur bisweilen. Sie war fein von Gestalt und Gesicht, nichts Bäuerisches, und hatte einen lebhaften, erregbaren Geist. Der Konrad begehrte sie und setzte es durch, daß sie ihm verlobt wurde. Sie gehorchte den Eltern, man zwang sie, den reichen Freier anzunehmen. Aber ihr graute vor dem Konrad, der ein roher, gewaltthätiger und häßlicher Mensch ist. Seine Liebkosungen waren ihr ein Gift, unter dem sie dahinwelkte wie die Blüte, die der Mehltau befällt. Sie hat mir nie ihr Leid geklagt, und ich hütete mich wohl, daran zu rühren. Nur ihre Augen sprachen; eine deutliche Sprache: die Sprache der Verzweiflung. Ich verstand sie. An einem Sommerabend war es. Ich fühlte heute noch, wenn ich jenes Abends gedanke, die bleierne, ängstliche Schwüle, die in der Luft lag und schwer auf Menschen und Tieren lastete. Ich ging auf schmalen Pfaden zwischen den mauerhohen Aehren. Da hör' ich vor mir zwei Stimmen; ich kenne sie beide. Die eine, fast zornig in leidenschaftlicher Bitte, stammelnd wie die eines Betrunknen: die des Konrad. Die andere zum Weinen erregt, aber stolz und abweisend: die der Leni. Eine Wegbiegung verbarg die beiden meinen Blicken. Sollte ich vorwärts oder rückwärts? Da scholl die rauhe Stimme des Mannes zu ekelhaften Lauten der Gier an, und ich hörte die Worte, die er sprach. Mir graute, kaum hielt ich mich auf den Füßen. Die Leni schrie auf, die beiden kämpften.

"Wenn Du auch fragt und weißt wie eine Rabe...!" knirschte der Unhold.

Mir schwanden die Sinne. Ich stürzte. Als ich erwachte, schien mir's ein Traum. Der Himmel war finster; am Horizont ein Wetterleuchten. Einzelne Tropfen fielen schwer. Aber eine schaurige Neugier trieb mich vor. Ich lugte um die Biegung;

es war niemand da. Doch wenige Schritte weiter war eine große Lücke im Felde. Dort waren die Aehren niedergecrampelt, ganz frisch. Ich eilte davon, und ehe ich die ersten Häuser erreicht hatte, fiel der Regen in Strömen. Aber ich stand noch einmal still. Aus der Ferne drang ein Laut an mein Ohr, der Wind hatte ihn herübergetragen. Es war ein langgezogenes, klagendes Weinen, so voll von Jammer, daß es mir ins Herz schnitt. Plötzlich verstummte es. Hatten die erregten Sinne mich getäuscht? War es die Wahrheit? Ich legte beide Hände an den Mund und schrie in die Felder hinein: "Leni!" Keine Antwort kam. Ich stürzte weiter.

Zu Hause mußte ich gleich ins Bett. Ein Fieber packte mich, das mich wochenlang nicht ließ. Erst als ich genes, hörte ich, daß die Leni an demselben Tage, als die Krankheit mich gefaßt, auf räthselhafte Weise verschwunden sei — und wie man sie später fand."

"Und Du meinst, daß...?" fragte Rudolf, noch immer zweifelnd.

"Ich weiß es, ich weiß es so gewiß!" sagte Lore energisch; "sie hat sich zwischen die Aehren verkrochen wie ein verwundetes Wild, und dort ist sie gestorben — vor Ekel und Scham."

Selbst der starke Mann schauderte bei diesen Worten. Nicht ob des Geschehenen, sondern weil er daran dachte, daß der vor ihm Stehenden ein Gleiches hätte geschehen können. Fast wild preßte er das Mädchen an sich. Dann flüsterte er: "Du sollst mein sein! mein! Du darfst niemand als mir gehören!"

"So willst Du mich mit Dir nehmen?" Jubelnd hätte sie es herausgerufen, wenn nicht der Mann schnell ihr den Mund verschloß. Und er blickte so trüb, daß das Mädchen erschrak.

"Dich mit mir nehmen," murmelte er; "aber wohin?"

Seine Worte klangen trostlos, aber in seinen Augen blitzte der alte Trost.

"Du weißt nicht, Lieb, daß ich — daß ich ein Heimloser bin — und ein Bettler!"

Dem Mädchen traten Tränen in die Augen, aber sie weinte nicht um die eigene, jäh vernichtete Hoffnung, sondern aus tiefem Mitleid mit dem Manne, den sie nur glücklich und reich gekannt hatte.

"So ziehe ich doch mit Dir," sagte sie, vor ihm niederknien, und versuchte zu lächeln; "nun passen wir besser zueinander."

"Mit mir! Weißt Du, wohin mein Weg mich führt?"

Forschend blickte das Mädchen in des Geliebten Gesicht. Fest und durchdringend heftete er den Blick auf sie; sie erblich unter diesem Blick, und ein leises Zittern rann durch ihren Leib. Sie verstand ihn; darauf hauchte sie ein kaum hörbares "Ja!"

"Und Du gehst mit mir?!"

Sie nickte und umschlang seine Knie. Dann barg sie ihr Haupt in seinem Schoße.

Noch einmal blickte sie auf: "Muß es sein?"

Einen Augenblick schwankte er, dann sprach er eifern: "Ich will es!" Da schwieg sie. Gähnend reichte sie am Ofen der schwarze Hund. Endlich kam er schließend herbei, und sein heißer Atem streifte der Knieenden die Wange.

"Willst auch mit, Satan, gelt?" sagte der Mann, das Tier zur Seite schiebend. "Das sollst Du auch. Wir verlassen einander nicht."

Der Hund stieß ein Knurren aus und trottete nach der verschlossenen Thür. Auch die Dogge regte sich.

Lore sprang auf: "Man kommt!"

"Will der Herr noch nicht zu Bette gehen?" fragte Frau Stockheim, auf der Schwelle erscheinend.

"Ja," sagte Hagen; "darf ich um einen Leuchter bitten?"

"Vorle, leuchte dem Herrn hinauf!" befahl Frau Stockheim.

Hagen pfiff den Hund an und ging; Lore folgte mit der brennenden Kerze.

"Auf Morgen, Lieb!" flüsterte Hagen, vor seiner

Thür angekommen, und drückte einen langen Kuß auf die ihm willig gebotenen Lippen. Dann nahm er den Leuchter und ging.

5.

Drückende Glut schlug ihm entgegen, als er die Thür zu seinem Schlafzimmer öffnete. Hastig schritt er zu einem der Fenster und riß es weit auf. Dinst wehte die eiskalte Luft herein, zerrie an den Wänden und blies fast das auf dem Tische stehende Licht aus.

Rudolf Hagen setzte sich in einen Lehnstuhl und ein tiefes Träumen fiel ihn an. Seit einige Zeit stand er unter einer unerklärlichen Macht, die ihn leitete und führte, der er sich kraftlos und willenlos überließ.

Seit einer Woche war er nicht dazu gekommen, über sich nachzudenken, feste Pläne zu fassen, sich über sein Tun und Lassen Rechenschaft zu geben. Was war es, das ihn solchermaßen beherrschte?

Vor kaum vier Wochen hatte er noch sein Hof in den Prärien getummelt, es waren noch nicht fünf Wochen, seit er die steilsten Gipfel des Felsengebirges erklimmen hatte.

Eines Abends erreichte ihn ein Brief, ein Brief, der schon seit Wochen unterwegs und ihm von Stappe zu Stappe gefolgt war.

"Von meinem Vater?" fragte sich Rudolf Hagen verwundert; "was wohl der Alte will?"

Es war im lärmenden Freundeskreise, wo er den Brief öffnete, und ein Zufall war es, daß er ihn gleich öffnete, als er ihn empfing. Er war gerade nicht am Gespräch beteiligt, das um ihn herum lebhaft genug geführt wurde, und so öffnete er den Brief, den er sonst vielleicht tagelang in der Tasche getragen hätte, langsam, gemächlich, ohne auch nur eine Spur der Aufregung zu zeigen, welche Leute zu ergreifen pflegt, die in einem fernem Lande Nachricht aus der Heimat empfangen. Worüber auch sollte er sich aufregen? Er hatte seinen Vater seit Jahren nicht zu Gesicht bekommen, und hatte auch nicht die geringste Neugier, ihn aufzusuchen. "Wir beide verstehen uns nicht," pflegte er zu sagen; "es ist unmöglich, daß wir zusammenleben. Unsere Grundsätze sind zu verschieden."

Eine Weile blickte Rudolf Hagen auf das Briefblatt, die Zeilen überfliegend, ohne zu lesen. Nach und nach summte in seinem Kopfe das Gespräch, das seine Freunde führten und das er halb überhörte. Vor seinen Augen stummerte die heiße, dinstige, rauchige Luft des Hotelzimmers, in dem sie saßen. In einem Worte blieb sein Auge hängen, wie an einem spitzen Haken. Er kam nicht los davon, er starrte das eine Wort an, es lautete: sterben.

Endlich blickte er auf, schlug sich vor die Stirn, nahm einen langen Trunk, lachte vor sich hin und schickte sich endlich an, den Brief zu lesen.

Sehr gut! Was hatte sein Vater von Sterben zu schreiben? Und wie merkwürdig lang der Brief war! Die meisten der bisherigen väterlichen Korrespondenzen hatten ungefähr folgendermaßen gelautet:

"Lieber Sohn! Es freut mich zu hören, daß es Dir gut geht. Ich habe Dir bei der so und so Bank Konto eröffnet bis zum Betrage von... Mit besten Grüßen  
Dein Vater."

Dieser Brief aber lautete anders.

Rudolf Hagen las:

"Mein lieber Junge!

Es tut mir leid, es tut mir in der That leid, Dir Unbequemlichkeiten machen zu müssen. Ebenso bedauere ich, daß ich Dich nicht wiedersehen kann. Denke einmal an; es sind fast drei Jahre, daß ich Dich nicht sah! Das fiel mir erst heute ein. Ich habe heute sehr viel nachgedacht, sehr viel, auch über Dich. Das will nicht sagen, daß ich auch nicht sonst an Dich gedacht hätte, aber heute war es doch ein anderes. Ich sah Dich vor mir, als Heimen-Jungen, der auf mein Knie knieterte. Denn das hast Du auch



einmal getan, wiewohl Du es jetzt vielleicht nicht glaubst. Dann sah ich Dich in der ersten Hofe; Du warst stolz auf sie und schämtest Dich ihrer. Jawohl, mein Junge — dann sah ich Dich . . . doch wozu heute noch das Gewäsch! Ich will es kurz machen.

Dass wir uns „nicht verstanden“, wessen Schuld ist es? Zum großen Teil die meine, das weiß ich. Ich habe Dich falsch erzogen, und später, als Du groß und erwachsen warst, bist Du so geschickt, so verflucht geschickt und noch später! . . . Nun denn, unsere Wege trennten sich und gingen weiter und weiter auseinander.

Seit gestern bin ich ein ganz anderer Mensch: ein armer nämlich! Die Melancholiker, die Du und viele andere für unerschöpflich hielten, sind verschwunden. Wie sie verschwanden, will ich Dir nicht ausführlich erzählen. Es wird Dir genügen, zu wissen, daß sie nicht mehr vorhanden sind. Heute erhielt ich die Nachricht, daß auch der Nest ging. Es war ein sehr anständiger Nest, von dem wir beide noch lange Jahre hätten leben können. Ich bin zu alt, um ein neues Vermögen zu erwerben. Ich gebe den Kampf auf. Ich mache, wie ein guter Schauspieler, meine Verbeugung, ehe ich die Bühne verlasse, aber ich erscheine kein zweites Mal vor der Rampe. Es ist sehr leicht zu sterben, wenn man das Leben kennt, wie ich es kenne; es ist wirklich sehr, sehr leicht.

Schulden hinterlasse ich nicht, keinen Pfennig, und ich habe alle meine Papiere vernichtet. Was Du bei der Bank noch stehen hast, gehört Dir. Sollte jemand Ansprüche an Dich stellen, in meinem Namen, so wisse sie ab; sie sind erledigt. Ich bin niemandes Schuldner. Wie ich Dich zu kennen glaube, wirst du den Verlust des Geldes bald verchmerzen. Bate das Leben, ringe mit ihm und zwingt es! Du bist jung und stark. Ich bin alt, und deshalb gehe ich freiwillig.

Vielleicht ist es doch besser, daß ich Dich nicht wiedersähe. Glaubst Du, daß wir uns jetzt doch noch einmal die Hand gedrückt hätten? Einst sagtest Du, es sei nicht möglich. Ich drücke Dir die Deine jetzt — wenn auch nur im Geiste. Möge es Dir wohl ergehen!

Dein Vater.“

Mit zitternden Händen faltete Rudolf den Brief und steckte ihn in die Brusttasche, ohne zu wissen, was er tat. Dann erhob er sich, oder wollte sich erheben, denn er fiel sofort in seinen Stuhl zurück. Das ganze grellerleuchtete Zimmer drehte sich um ihn in rasendem Tempo. In seiner Brust saß ein Schmerz, der wie Feuer brannte, und die Luft ging ihm röchelnd aus. Jemand versuchte ihn zu halten. Er stieß ihn zurück. Man eilte von allen Seiten herbei, bereit, ihm zu helfen, fragend, was denn eigentlich geschehen sei. Er blickte mit toten Augen nur sich. Dann stand er wieder auf. Mit einer Hand faßte er sein Glas, als ob er sich daran klammern wollte, hob es, wie nun zu trinken. Aber zwischen den klammernden Fingern seiner Faust brach es klirrend in Stücke. Wie er das Blut von seiner Hand rinnen sah, kam er zu sich. Mit einem Mucke schob er den Stuhl hinweg, und mit gebietender Gebärde jeden Weitauf von sich abweisend, verließ er langsam das Zimmer.

Am gleichen Tage reiste er ab. Am übernächsten war er in Newyork, dann auf dem Ozean. Als er nach Hause kam, war sein Vater seit fünf Wochen begraben.

Der Gedanke, daß auch er nun sterben müsse, kam ihm von selbst. Es fiel ihm nicht ein, diesen Gedanken zurückzuweisen. Sein Vater hatte sich in ihm getäuscht, als er glaubte, daß Rudolf bereit sei, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Nein, dieser starke Mann war dazu unfähig. Nicht, weil er ein moralischer Schwächling oder ein Feigling war! Nein! Aber er hielt es nicht der Mühe wert, weiter zu leben, wenn er nicht so leben konnte, wie er es gewohnt war. . . . (Fortsetzung folgt.)

## Mahlzeiten und Küche im Mittelalter.

Von Alwin Adt.

(Schluß.)

Bei der im Mittelalter herrschenden Naturalwirtschaft und der Unmöglichkeit, landwirtschaftliche Produkte irgendwie bei den schlechten Verkehrsmitteln durch den Handel nutzbar zu machen, hatten Naturalprodukte nur einen Konsumtionswert. Auch der Gutsherr hatte kein Interesse, seine Bauern zu schinden, um überflüssige und nicht verwertbare Naturalprodukte anzuhäufen, wenn auch Städte und Burgen für den Fall der Hungersnot oder Belagerung große Magazine anlegten. Solange übrigens die Städte die Höfgen noch mit offenen Armen in ihren Mauern aufnahmen, mußten schon aus diesem Grunde die Gutsherrn von einem zu scharfen, ökonomischen Druck ihrer Gutshörigen absehen. So war denn nun diese Zeit hindurch die Lebenshaltung der Bauern, speziell in Österreich und Süddeutschland, eine gute. Fleisch, Fische, Geflügel konsumierte an Sonn- und Festtagen auch der Bauer in ausreichender Menge. Aus dem frühesten Mittelalter gibt uns Marer Helmrecht (869) einen solchen bäuerlichen Festtagsmahlzettel. Es gab da „ein Kraut, viel klein geschnitten, feist und mager in beiden Sorten, ein gut Fleisch lag dabei, ein feister Käse, ferner eine feiste Gans, am Spieß gebraten, michei und groß gleich einer Trap, ein gebratenes und gefotenes Huhn. . .“

Mit dem Uebergange zur Geldwirtschaft, dem römischen Rechte und der Abperrung der Städte gegen bäuerlichen Zuzug änderte sich im flüchtigen Jahrhundert die Lage der Bauern gar sehr. Ihre Lebenshaltung wurde immer niedriger, Fleisch überhaupt ganz selten, und in Misjahre vollends mächte die Hungersnot die kraftlosen, ausgehungerten Bauern haufenweise nieder. Ergreifend schilderte die damalige Lage des Bauernstandes jener junge Bauer, der seiner Beteiligung am „Armen Konrad“ wegen zur Hinrichtung geführt, klagen ausruft, daß er nun schon sterben müsse, ohne je in seinem Leben sich satt an Brot gegessen zu haben.

Auch in den Städten war die Lebenshaltung der Handwerker und Tagelöhner eine wechselnde. Aus den Liedern der mittelalterlichen Handwerksburschen erkant gar oft laute Klage über schlechte und unzureichende Ernährung seitens des geizigen Meisters oder der Meisterin. Gegen stoffarbeiteten fast alle Arbeiterkategorien: die Maurer, Zimmerer, landwirtschaftliche Hilfsarbeiter usw.

Außerordentlich günstig scheint die Verpflegung der Arbeiter im Jahre 1482 im sächsischen Meissen gewesen zu sein. Eine Landesordnung verbietet z. B. einem Mäher außer drei Groschen Lohn pro Tag niemals mehr als Mittags sechs Gänge, Suppe, Zugericht, zweierlei Fleisch und zweierlei Gemüse; Abends nicht über fünf Essen: Suppe, zweierlei Fleisch und zweierlei Gemüse, zu verabscheiden, außerdem nur zweierlei Wein oder zweierlei Bier.

Es läßt sich nicht mehr feststellen, welcher Ursache dieser Erlaß seine Entstehung verdankt. Jedenfalls zog der in Freiberg und im Erzgebirge blühende Silberbergbau so viele ländliche Arbeitskräfte an sich, daß nur unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen die Landarbeiter an ihrer ländlichen Beschäftigung verblieben.

Um ungefähr den gleichen Zeitpunkt, 1468, bestimmte der Rat von Frankfurt a. M. die Gesellenkost für Zimmerleute: „morgens ein soppen und als sich zu der soppen zu vderzeit gebürt und zu mittag zu essen und zu drynken und afftern vubern broit (vesper) und kein abentessen“. Der Rat erlaubte damit dem Arbeitgeber, beim Darreichen eines sogenannten Besperbrotes das Abendessen des Arbeiters zu „schinden“. Der Arbeitgeber war also wohl um damalige Zeit wegen einer Mahlzeit seiner Arbeiter interessiert. Der Arbeiter selbst schnitt bei einem Austausch des Besperbrotes gegen das Abendessen schlecht ab; denn da im ganzen Mittelalter das Abendessen ein warmes Gericht war,

blühte der Arbeiter eine warme Mahlzeit ein. 1628 bewilligte der Rat von Dortmund den Dreschern, die um 3 Uhr Morgens beginnen mußten, als Kost nur des Morgens eine Schüssel Kochspeise mit einer Schnitte Brot nebst zwei Quart Bier oder dafür 6 Pfennige Geldentschädigung.

Die französische Küche des Mittelalters vernachlässigte ganz im Gegensatz zur deutschen und englischen auffallend das Wildbret und das Schwein.

Noch zur Zeit Ludwig XIV. wurden am Hofe wenige derartige Gerichte genossen. Die Herzogin von Orleans, die Pfälzerin Elisabeth Charlotte, schreibt einmal darüber in ihrer letzten Zeit:

„Niemand ist verwundert, daß ich die Mettwilke gern esse, ich habe auch hier den rohen Schinken in Mode gebracht, alle Menschen ist es nun auch hier und viel von unseren deutschen Essen als Sauer- und Sülz aut, krankhaft mit Speck, Braunohl und Wildbret, daß man hier selber gar nicht ist, daß alles habe ich in mode gebracht und Pflanzen, nachen und Wildling dem König essen gelehrt. Ich habe mein deutsches Maul so auf die deutschen Speisen verlesert, daß ich keinen einzigen französischen Magont leiten kann. . .“

In Frankreich vollzog sich jedoch damals eine große Wandlung in der Kochkunst. Schon während der Renaissance-epoche in Italien hatte sich dort die Küche sehr verfeinert, um dann in Frankreich zum Raffinement erweitert zu werden. Die französische Küche wurde damals, wie a' es französische überhaupt, tonangebend. Der französische Hof feierte entschieden größere Triumphe auf dem Gebiet der Kochkunst als auf demjenigen der Kunst und Wissenschaft. Ludwig XIII. glänzte als feiner Konnoitrenbärer; Richelieu und Mazarin erfanden neue Gerichte. Bohnensuppe à la Goudé, Sauce Colbert, Sauce à la Béchamel, Hammel otelette à la Suisse, Filets à la Pompadour verdanken dieser emigen Tätigkeit ihre Entstehung. Noch heute opfert die Gründung der Gänseleberpastete in der Umgebung von Straßburg Dekatonben von Tieren unter fürktharen Qualen. Es war überhaupt ein geistreiches Zeitalter. Geessen wurde riesig. Die Briefe der Elisabeth Charlotte geben darüber erbaulichen Aufschluß.

„Der König, der Dauphin,“ schreibt sie einmal, „der Duc de Verri und Mons. seel. waren treuliche Esser. Ich habe den König oft essen gesehen. Vier Teller voller unterschiedlichen Suppen, einen ganzen Fasanen, ein Feldhuhn, einen großen Teller voll Salat, gebrühten Hammel eßch in seiner Brühe mit Knoblauch, Bazouner Schinken einen Teller voll und dabei noch Obst und Konfitüren.“ Von ihrem Sohne, dem späteren Regenten und Gründer des Truhahn à la Regence, schreibt sie: „er frist des Abends lang und viel, ist auch kurz und dick wie ein stückbrennter.“ Auch die Frauen aßen sehr stark. Von der Herzogin von Orleans, Frau ihres Sohnes, bemerkt sie, „sie ist so faul, daß sie nicht kann zwei Schritte tun und frist erschrecklich.“

Jedoch nicht nur der französische Hof, sondern auch die Wissenschaft interessierte sich für die edle Kochkunst. Montaigne schrieb ein Werk „Die Wissenschaft des Essens“ und der gefrässige Philosoph de la Mettrie starb an den Folgen einer sehr materiellen Pastete. Während die herrschende Klasse in Frankreich all ihr bißchen Wig und Verstand auf Pfästung ihres Bauches verwandte, lebte derweilen das Volk, zimal der Bauer, in tiefstem Elend und Hunger.

Wenn auch die feinere Zubereitung der Speisen, wie sie die französische Küche mit sich brachte, im Laufe der Zeit ihren Einfluß bis in die Küche des mittleren Bürgerstands, ja selbst bis in die Küchen der arbeitenden Klassen geltend machte, so wirkte dies in der Folge doch nicht so revolutionierend auf den europäischen Stüchzettel wie ein anderes, gleichzeitiges Ereignis, nämlich die Einführung der Kartoffel. —



## Leben und Wesen der Geier.

Von Curt Grottewitz.

Nächst den Eulen gibt es keine Vogelgruppe, die so wenig das Fremdlische, Unmüthige oder Stolze des Vogelcharakters befißt wie die Geier. Ihren Namen wenden wir verächtlich auch auf Menschen an: das Gerige, Unehle, Fetke wollen wir treffen, wenn wir die Bezeichnung Geier wählen. Indes liegen in jeder Schwäche auch gewisse Vorzüge, und mit einer so ganz allgemeinen kurzen Charakterisierung können wir die e Vögel doch nicht abtun. Zwar giebt es verhältnismäßig sehr wenige Arten dieser Gruppe, aber einmal machen sich doch unter ihnen größere Verschiedenheiten geltend, und dann sind die Geier schon immerhin begabtere Vögel, die in ihrem Wesen verschiedene Seiten offenbaren.

Allerdings, zu den begabtesten Tieren dieser Art wir keinen Geier zählen. Großen Verstand, List, Klugheit zeigen sie nicht. Ihre Stärke besteht in einem ganz hervorragend scharfen Gesicht. Obwohl der Geruchssinn auch ganz gut ausgebildet ist, so werden sie doch in den seltensten Fällen zur Aufindung ihrer Nahrung durch den Geruch geleitet. Man hat allerdings früher gemeint, daß die Geier verendete Tiere meistens weit durch den Geruch wahrnehmen könnten, daß sie womöglich schon vor dem Tode einen Leichenduft verspürten. Allein neuere Beobachter haben gefunden, daß das scharfe Gesicht die Geier schon aus sehr weiter Entfernung ihre Beute erkennen läßt. Sie vermögen außerordentlich hoch zu fliegen, in Regionen, die von anderen Vögeln ihres Verbreitungsgebietes schon wegen der Kälte oder auch wegen des geringen Luftdruckes gemieden werden. In unsichtbaren Höhen schwebend, beherrschen sie mit ihren Augen ein ungeheures Stück Land. Auf Meilen weit erkennen sie ein frisch gefallenes Beutesstück oder ein von anderen Tieren umschwärmtes Aas. So kommt es auch, daß gewöhnlich von allen Seiten her Geier an dem Beuteslag zusammenströmen. Erst gewahrt man weit und breit keinen solchen Vogel. Auf einmal sind sie in großer Anzahl da und bald nach der Mahlzeit verschwinden sie wieder gänzlich.

Obwohl die Geier lange auf einem Fleck sitzen oder langsam und etwas schwerfällig einherschreiten, ja, im allgemeinen auch nicht leicht fliegen, lassen sie sich doch, wenn sie eine Beute entdeckt haben, mit außerordentlich großer Geschwindigkeit aus der Luft herab. Denn ihre Eier nach Nahrung kennt keine Grenzen. Es ist selbstverständlich, daß es an der Stätte, wo die Beute liegt, sehr lebhaft zugeht. Ist irgend ein größeres Tier, ein Esel, ein Pferd oder ein Kameel, im Freien verendet, so sammeln sich um dasselbe zwar auch kleinere Aasvögel, Raben, Krähen und andere. Allein diese können doch dem frisch gefallenen Tiere nichts anthaben. Dazu müssen sich erst die Geier, namentlich die größeren Arten, einfinden. Mit ihrem mächtigen Hakenschnabel zerreißen sie die dicke Haut und holen sich Fleischstücke von der Beute. Dabei gähnt einer dem anderen nichts. Es entsteht Streit, Schabelhiebe fliegen rechts und links, Geschrei, Flügel schlagen, Hin- und Herdrängen sind stete Begleiterscheinungen dieser Versammlungen um das Aas. Die großen Geier beherrschen gewöhnlich das Feld. Allerdings haben sie oft müttende Gegner in den Hundeln, deren eine große Anzahl herrenlos in südlichen Ländern umherläuft. Allein die Geier fürchten doch die Hunde nicht ernstlich, wenn es auch ohne böse Kämpfe mit ihnen nicht abgeht.

Infolge ihrer Eier sind die Geier sehr zudringlich. Verschont, kehren sie doch bald wieder zu der Aasstätte zurück. Dabei sind sie entschieden schon und feig, sie lassen sich leicht vertreiben, aber ähnlich wie die Hühner haben sie doch ihren Schrecken bald verwunden und stellen sich beharrlich an dem Orte, wohin sie die Eier treibt, wieder ein. Das ist weniger Kühnheit als Dummheitsigkeit, ebenso wie sie in ihren Kämpfen um das beste Beutesstück nicht

Mut, sondern Bosheit und Erregbarkeit zeigen. Der Mensch hat eine gewisse Verachtung gegen diese Tiere, die totas Aas überfallen. Aber in den warmen Ländern unterschätzt man die Bedeutung der Geier in sanitärer Beziehung durchaus nicht. Sie sind es, die in jenen Gegenden, wo der Mensch nicht so große Herrschaft über die Natur besitzt, die Verrückung der Leichen, wenn auch in ihrer Art, vornehmen. Sie bewahren die Luft vor verpesteten Dünsten, die sich ja in den warmen Ländern, wo die Verwesung rascher vor sich geht, in sehr schädlicher Weise bemerkbar machen würden.

Die Geier sind infolge ihrer Größe zwar recht imposante Erscheinungen, aber sie haben doch etwas Unschönes, Unmüthiges und Widerliches. Sie hocken auf ihrem Standplatz so haltungslos, als ob ihnen jemand eine Lebensstellung gekündigt hätte. Den Kopf eingezogen und die Flügel locker gehängt, machen sie den Eindruck der Erschlaffung und des Greisentums. Nun biegen sich außerdem die Flügelgelenke so höherartig nach oben, daß diese den spitzen Schultern von Schwundlichtigen gleichen. Und in diese scheinbaren Schultern ist der Kopf förmlich eingezogen. Bei den meisten Geiern ist zudem der Kopf und der Hals nackt, das giebt erst recht das Bild des Greisentums, ganz abgesehen davon, daß die nackte Haut dieser Vögel recht widerlich aussieht. Zugleich aber kann man sich doch beim Anblick des gefährlichen Hakenschnabels und der kräftigen Fänge nicht ganz von dem Gefühl des Unheimlichen losmachen. Wären die Vögel nicht so feig, sie würden dieselben Mittel wie die Falken besitzen, um größere lebende Tiere zu überwältigen.

Den Falken sind ja auch die Geier nahe verwandt. Ihr Körperbau ist derselbe, obwohl der äußere Anblick, wie wir gesehen haben, viel Eigenartliches zeigt. Einzelne Geier vermitteln ganz direkt den Uebergang zu den Falken. Auch in ihren Nistgewohnheiten gleichen die Geier ihren vornehmen Verwandten. Auch sie legen an unzugänglichen Stellen, auf Bäumen und Felsen große Horste an. Allerdings steht ein Horst selten allein, vielmehr heben die Geier auch während der Brutzeit die Geselligkeit. Starke, dicke Aststücke werden als Unterlage für den Horst verwendet; auf sie wird schwächeres Holz gelegt und obenhin kommen dünne Zweige, die eventuell mit weichen Stoffen ausgepolstert werden. Die Geier legen nur wenig Eier, eins bis zwei. Ihre Jungen sind lange Zeit sehr hilflos, sie werden von den Alten lange gepflegt und auch dann noch, wenn sie fliegen können, eine Weile in allen Zweigen ihres Vernies unterrichtet.

Die Geier gehören unzertrennlich zu dem Charakterbilde der südlichen Länder. Von Südeuropa an beginnt ihr Wohnungsgebiet, das sich über das südliche Asien, Afrika und Amerika erstreckt. Manche Arten bevölkern das Gebirge, manche wohnen in der Ebene, viele schließen sich den Siedelungen der Menschen an. In ihrer Eier, in ihrer Größe und in ihrem eigenartigen Treiben passen sie zu der Natur der warmen Länder, in denen die Hitze und die Leidenschaft größer ist und Leben und Sterben in abenteuerlicheren Formen sich vollzieht.

In Europa besitzen wir nur vier Geierarten. Von ihnen gehören drei zu einer engeren Gruppe, derjenigen der Schopfgeier (Vulturidae). Auf ihrem nackten Kopfe sitzen einige Dornen, die einen kleinen Schopf bilden. Der größte Vogel dieser Gruppe ist der Mönchs- oder Stuttengeier. Das ist ein Tier von sehr respectablen Körperformen, er ist größer als Trappe und Kranich, größer als alle europäischen Adler, und nur dem Lammgeier steht er in Europa an Größe allenfalls etwas nach. Er ist 116 Zentimeter lang. Ein sehr seltsames Aussehen bekommt der Mönchsgeier dadurch, daß er rings um den Hals eine starke Federkrause trägt, die nach hinten höher hinauf geht. Sie sieht aus wie der Stehragen eines Pelzmantels. Der Vogel hat ein dunkelbraunes Gefieder, die nackten Teile des Halses sind blaugrau. Der Mönchsgeier ist durchaus ein südeuropäischer Vogel. Allerdings bewohnt er auch einen Teil Asiens. In Nordafrika ist er aber weniger vertreten. Auch in Südeuropa

ist er nicht gerade eine ganz häufige Erscheinung, auch hier sieht man ihn selener als andere Vögel. In Südeuropa haben sich Vögel dieser Art selbst bis Deutschland verflohen. Bereits in Ungarn sind sie zu Hause. Das südliche Rußland, die Balkanhalbinsel und Spanien sind ebenfalls ihre Heimat.

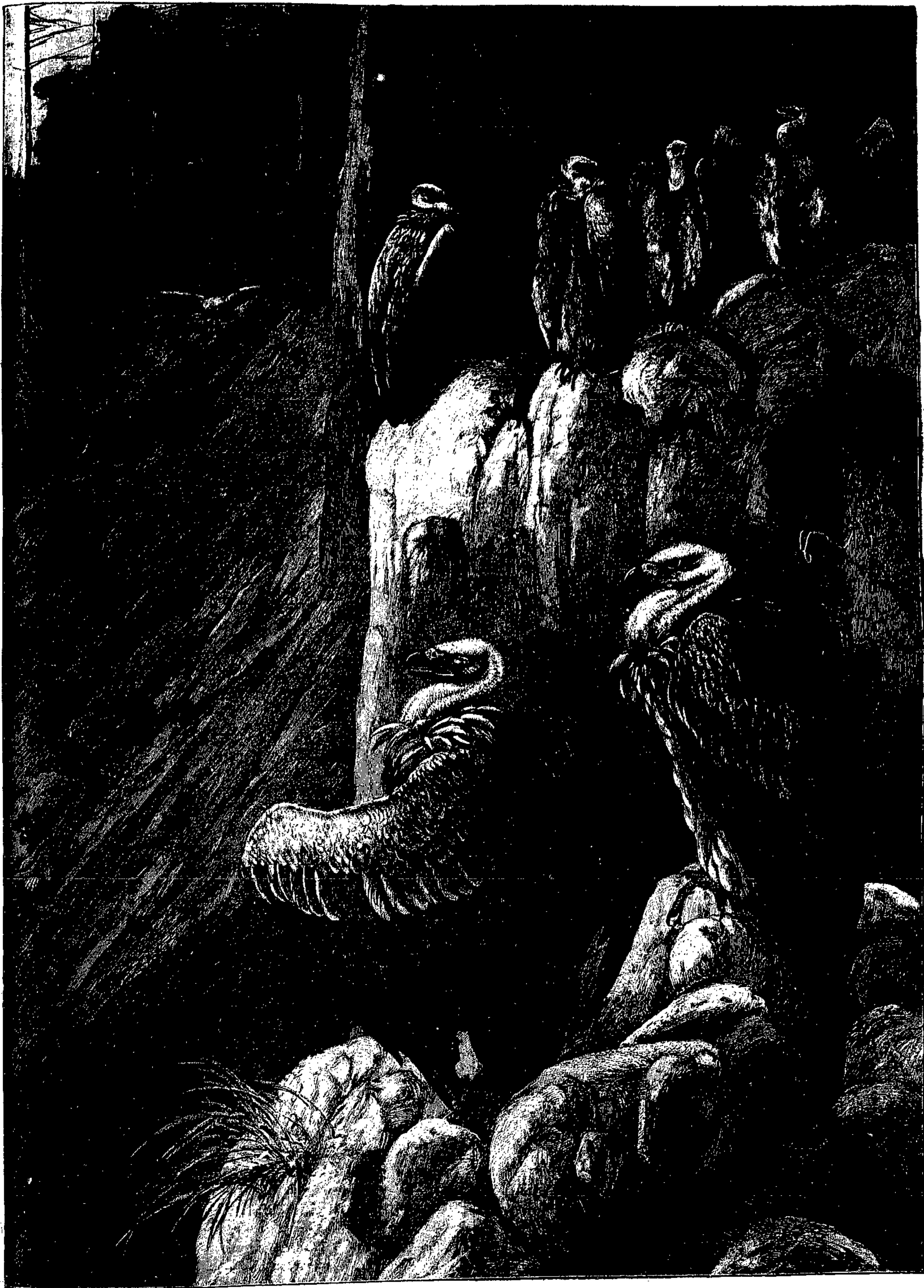
Der Mönchsgeier ist noch einer der schönsten unter seinen Familienangehörigen. Schon im Aussehen, namentlich der hohe Stragen und ablerartige Kopf, nehmen wir ihn ein. Auch im Wesen ist nicht ganz so feig und heimtückisch, als anderer Geier. Man hat nicht selten beobachtet, daß er auch auf lebende Beute nach Adlerart zuordnen. Sodann schart er sich nicht so sehr mit seinesgleichen zusammen, um nach Art von Mänberbanden schwache und kranke Tiere zu überfallen und auf ihren Tod zu lauern. Er jagt meist allein und auf eigene Faust. Auch dem Aas gegenüber zeigt er sich so gierig und aufgeregt wie andere Geier; er immerhin etwas Müthiges und Vornehmes im Ansehen gleich zu seinen nächsten Verwandten. Diese sind sich womöglich als ersten Vögel die Eingeweide der Beute verendeter Tiere aus, der Mönchsgeier dagegen wählt festes Muskelfleisch. Er horstet allein, ohne sich um die Artgenossen zu kümmern. Als Nistplatz wählt er meist Bäume, der Horst sehr umfangreich und aus Stümpeln und Zweigen zusammengefeht, deren Stärke mit der Höhe der Horstwand immer mehr abnimmt.

Ein Vetter des Mönchsgeiers ist der Gänsegeier. Er ist ebenfalls ein großer Vogel, der in ersteren in seinen Körperdimensionen wenig nachgibt. Allein sein Aussehen und sein Wesen ist doch ganz anderes. Der Gänsegeier ist so recht der Typus des widerlichen Geiers. Der lange nackte Hals, der kahle Kopf, die plumpe Haltung, die schlaffen Flügel sind ein Bild abschreckender Häßlichkeit. Auch er besitzt eine Halskrause, sie ist aber viel kleiner und sitzt unten am Nacken, der lange Gänsehals ragt weit aus ihr hervor. Das Gefieder ist ein helles als das des Mönchsgeiers, es geht von Gelblich über, und der Halsstragen ist weißlich.

Die Gänsegeier bewohnen Südeuropa, nur in Italien sind sie selten. In den Alpen gehen sie ziemlich weit nordwärts, noch im Salzammer haben sie Brutplätze. Ebenso wie in Südeuropa sind sie auch in ganz Nordafrika und in Vorderasien heimisch. Sie bevorzugen die Gebirge, wenigstens pflegen sie in Höhlen oder Vertiefungen von Felsenwänden zu nisten. Sie lieben die Geselligkeit, und sie sind es vor allem, die sich in Scharen ansammeln um irgend ein Aas bis auf die Knochen anzuzehren. Sie sind so gierig und dabei so futterneidlich, daß immer ein großes Gebälge um den toten Körper gefallener Tiere entsteht. Außerordentlich hochfliegend, lebhaft, böswillig, suchen sie die Beute möglichst allein zu bekommen. Andere Bewerber drängen durch ihr freches, lautes und hitziges Gebaren zurück. Und sie fangen nicht nur mit anderen Geierarten Streit an, sondern ihre Wut und Bosheit richtet sich ebenso gegen die Artgenossen. Mit ihren mächtigen Schnäbeln wissen sie sich auch gut zu Wehr zu setzen. Durch einen Schuß leicht verwundet und in die Enge getrieben, gehen sie sogar auf Menschen los und richten ihre Stöße nach dem Gesicht ihres Gegners. In ihren Streitereien und Kämpfen sind sie so leidenschaftlich, daß sie Horst und Niststätte vergessen und leicht getötet werden können. Indes haben sie vom Menschen im allgemeinen wenig zu befürchten. Mag uns der Anblick eines Geiers nicht gerade erfreuen, mag uns ihr gieriges, leichenschänderisches Wesen antwidern, können wir doch diesen Vögeln ihren hohen Nutzen nicht absprechen.

Die Gänsegeier haben noch eine besondere widerliche Art des Schmausens. Sie bohren in ihren Schnäbeln ein Loch in den Bauch des verendeten Tieres, stecken ihren Kopf und Hals hinein und fressen in der Leibeshöhle selbst die Eingeweide. Nur die Därme ziehen sie aus der Öffnung hervor, zerstückeln sie und fressen sie dann auch. Bei dieser Arbeit schmutzen sie sich natürlich mit Blut und Urat gehörig ein. Es läßt sich





Geier auf dem Ruheplatz. Originalzeichnung von Karl v. Dombrowski.



denken, wie sie nach solch einer Mahlzeit aussehen. Und daß sie bei solcher Ernährungsweise nicht eben einen guten Geruch verbreiten, ist auch einzu sehen. Auch sonst haben diese Vögel einen sehr unangenehmen Geruch, der auch den Jungen und den Eiern anhaftet.

In ihrer Liebe zur Geselligkeit dulden sie es, daß sich an ihren Brutplätzen auch andere größere Vogelarten ansiedeln. In den Felsenregionen, in denen sie nisten, befinden sich dann meist stattliche Geiergesellschaften. Der Gänsegeler legt nur ein Ei, das etwa die Größe desjenigen Vogels hat, nach dem er benannt ist. Nebenbei bemerkt rührt sein Name natürlich nicht von diesem Umstande her, vielmehr wird der Vogel Gänsegeler genannt, weil sein Hals lang und schlank ist wie der einer Gans. Es mag auffallen, daß diese Tiere immer ein einziges Ei legen. Man möchte glauben, daß diese geringe Fruchtbarkeit eine große Gefahr für den Bestand der Art bilde, allein man muß bedenken, daß den Eiern und Jungen dieser großen Tiere, zumal sie in den Höhlen von unzugänglichen Felsen verborgen sind, doch fast keine Gefahr droht. Und da die erwachsenen Tiere selbst keinen wirklich zu fürchtenden Feind haben, so wird der Bestand dieser Tiere überhaupt nicht verringert, während doch die Scharen unserer Singvögel durch die Angriffe ihrer Feinde ganz bedeutend dezimiert werden. So pflegen denn alle Jungen auch wirklich heranzuwachsen und jedes Tier gelangt zur Fortpflanzung. Legt auch jedes Weibchen nur ein Ei im Jahre, so wächst doch die Zahl der Nachkommenschaft mit den Jahren. Und nun kommt dazu, daß diese Geier alt, wahrscheinlich sehr alt werden, vielleicht 50 oder gar 100 Jahre alt.

Dem Wüchsegeler und dem Gänsegeler, die allerdings von einer und derselben Gattung (Vultur) sind, steht auch der Schnuggeler verwandtschaftlich sehr nahe. Aber wie die beiden ersteren in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem Wesen doch von

einander verschieden sind; so zeigt auch der Schnuggeler in Gestalt wie Benehmen wenig Uebereinstimmung mit jenen. Zunächst ist er schon bedeutend kleiner als sie; sie haben eine Körperlänge von weit über hundert Zentimeter, er eine solche von höchstens dreiviertel Meter. Aber seine Form ist auch eine andere. Er erinnert infolge seiner schlankeren, gestreckteren Leibgestalt, des proportionalen Schwanzes, des etwas dünneren Schnabels weniger an Raubvögel, als an eine Krähe. Seine Fittigeln sind mehr länglich, nicht so breit und plump wie bei den meisten anderen Geiern. Das Gefieder des Schnuggelers zeigt ein trübes Weiß, die Handschwinge der Fittigeln haben eine schwarze Farbe, der nackte Kopf und die Kehle sind gelb gefärbt.

Der Schnuggeler geht nicht so weit nördlich wie seine beiden europaischen Verwandten. In Ungarn kommt er nicht mehr vor, aber in Spanien, Italien, auf der Balkanhalbinsel und auch in Südrussland ist er zu Hause, wenn er von hier auch im Winter nach Süden zieht. Sehr häufig ist er in den Kulturländern der Antike, in Aegypten, Palästina, Persien. Sein Verbreitungsgebiet ist sehr groß. Er bewohnt ganz Afrika bis in den Süden hinab, auch in ganz Vorderasien und in Indien ist er heimlich. Als Bewohner dieser alten Kulturländer des Menschengeschlechts hat er schon seit langen Zeiten die Aufmerksamkeit des Herrn der Erde auf sich gezogen. Er ist es, der häufig in den Sagen und Dichtungen der alten Völker erwähnt wird und den wir auf ägyptischen Wandentwürfen oft als Gegenstand bildlicher Darstellung wiederfinden.

Offenbar genöß er eine große Achtung in alter Zeit und die genießt er auch noch jetzt. Dem sein Gewerbe mag unsauber sein, er selbst macht nicht einmal einen unsauberen Eindruck, und sein Ruhen ist außerordentlich groß. Denn er sorgt für Reinlichkeit, für die die Südländer eben nicht viel Stun-

haben. Cholera und andere Epidemien waren Erbitterte haben ihre Wurzel hauptsächlich in Unsauberkeit, die dort herrscht. Diese wäre aber bedeutend größer, ja vielleicht würde sie geradezu verpestend wirken, wenn nicht die Schnuggeler alle Unrat, besonders auch die Exkremente der Menschen möglichst beseitigen würden. Wer einmal in Deutschland, Italien, ja, nur in Nordfrankreich gewesen ist, der wird wissen, wie wenig Sorgfalt man dort den Bedürfnissen anstellen zuwendet. In noch südlicheren Gegenden fehlen jene womöglich ganz, oder sie stehen auf so primitiver Stufe, daß der Nordländer Scham und Ekel empfindet. Nun, die Schnuggeler sind es, die jene Lokaltäten für die Bewohner jener Gegenden entbehrlich machen. Die Vögel verzehren alles Unrat, sie stellen sich aber auch vor Schlachthäusern und Ställen auf, um die Eingeweide von Tieren und bergleichen in Empfang zu nehmen. Sie sind wirklich die Gesundheitspolizei jener Länder. Wohl sind auch sie Nasverzehrer, allein nur selten gelingt es ihnen, wirklich einen guten Bissen von einem im Faden verwendeten Tiere, abgesehen von kleinen Nagetieren, Heptilien u. s. w., abzubekommen. Sinnlos ist ihr Schnabel nicht stark genug, daß sie die Haut eines größeren Tieres durchbohren könnten, sodann aber müssen sie sich vor den Wüchsegelern, besonders aber den Gänsegelern und anderen größeren Arten ihrer Familienangehörigen, zurückziehen. Sie bekommen allenfalls das, was diese übrig gelassen haben, und das ist meist nichts als ein magerer Aufsatz an Knochen. Die Schnuggeler jagen, von Not getrieben, auch allerhand Lebendes, kleineres Getier, Mäuse, Matten; an den Meeresküsten nehmen sie auch tote Fische und andere Seetiere auf, sie gehen sogar an Vögel und deren Brut. Allein das ist doch für sie nur eine untergeordnete Ernährungsweise. In der Hauptsache sind sie Verfüger von Unrat.

(Schluß folgt.)

## An meinen kleinen Sohn.

Von Thomas Hood. Ins Deutsche übertragen von Ferdinand Freiligrath.

Du süßer, süßer Wicht!

(Doch halt — die Trän' abküss' ich dir zuvor!)

Du, wie geschnitten mir aus dem Gesicht!

(Lieb Herz, er rammelt Erbsen sich ins Ohr!)

Du leicht und lachend Blut,

Dem noch vor Lust und Uebermut,

Sündlos und schmerzlos, jede Faser zuckt!

(Herr Gott, dass er die Nadel nicht verschluckt!)

Du, aller Streiche voll,

Mein kleiner Duck, mein Elfen wild und toll!

Du, wie ein Vögelchen, so leicht und munter!

(Die Tür, die Tür, er fällt die Trepp' hinunter!)

Du, meiner Tage Glück und Würzel!

(Nimm ihn vom Feuer, gleich brennt seine Schürze!)

Du stark und leuchtend Glied

In Hymens Kette! (Fort mit deiner Flintel)

Der Eltern Abgott! (Bursch, nun bin ich's müd' —

Da fließt die Tinte!)

Mein Cherub! — Ein Genoss.

Titanias wärst du, wenn bei Mondesglanz

(Nun kneift er gar die Juno in den Schwanz!)

Im Walde tanzt ihr Tross!

Du, Kolibri, der noch aus jeder Blüte

Den Honig saugt des Glückes und der Lust!

Bild aller Reinheit noch und aller Güte!

(Da plumpst er hin — und auf die Nase just!)

Du, deines Vaters Stolz und Hoffen!

(Den Spiegel hätt' er auf ein Haar getroffen!)

Goldstück, frisch aus der Münze der Natur!  
(Wo lernt er denn das Spielen nur?)

Du jüngste Taub' an meinem Herde!

(Ein Ruck noch, und der Krug liegt auf der Erde!)

Nesthäkchen meines Ehenestes!

(Ist das zerriff'ne Kleid sein bestes?)

Du, allen Menschthums kleiner Inbegriff

(Er will den Tisch erklettern — sieh den Kniff!)

Im Morgenrot des Lebens reiner, besser

Als wir! (Er hat ein Messer!)

Beneidenswertig Wesen,

In dessen Zukunft noch kein Sturm zu lesen,

Spiel zu, spiel zu,

Mein Wildfang du!

Schlag Ball, reit' auf dem Stock, zerreiß' die Fibel!

(Da haben wir's — elf Törtchen — ihm wird übel!)

Geniesse jubelnd deine Kinderzeit!

Schneid' immer Fratzen unverdrossen,

Wie auf der Weid' ein Lamm, mach deine Dossen!

(Er hat die Scher', er schnippelt dir am Kleid!)

Du süß erblühend Röschen!

(Zur Mutter, Kind, und wisch' dein Näschen!)

Balsamisch, reich an Melodien und —

(Bei Gott, er bringt das Herz mir in den Mund!)

Hell, wie der Morgenstern, frisch, wie der Morgen,

(Das offene Fenster macht mir Sorgen!)

Rühn, wie der Falk, sanft, wie die Taube dort...

(Doch weisst du was, Weib — auf mein Wort,

Ich kann nicht schreiben, schickst du ihn nicht fort!)



## Poldl, der Zimmermann.

Erzählung von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

Poldl sah sich nicht um; ein einziger Fehltritt auf dem schlüpfrigen Pfade mußte ihnen Verderben bringen.

Eine heiße Angst stieg in ihm auf, aber da lag schon das Häufel vor ihnen, noch einige Schritte, und er konnte die tenere Last nahe der Tür auf den Boden stellen. Jetzt erst wendete er sich um.

Hanni stand unweit von ihm. Sie hatte die Schürze ausgezogen und hielt sie in der rechten Hand, in der linken befand sich noch das entwurzelte Hornklein, an das sie sich in einem kritischen Moment festgehalten.

Der vor Aufregung kochende Mann und das kleine Mädel sahen sich an. In den Augen der beiden lag eine stolze Freude.

„Du Pff“, wie kannst Du Dich unterstehen, so allein...“

„I bin Dir nach'gangen, Poldl.“

„Und wenn Du ausg'rutscht wärst?“

„Und wenn Du ausg'rutscht wärst?“

„Was, ich bin ein Mann.“

„Und ich bin a Mädel, und ich hab's auch gemacht.“

„Ein Feck's Ding bist Du.“

Er nahm ihre Hand und führte sie das letzte Stück nach dem Hause aufwärts. Vom Walde her erschollen laute Bursche. Die Burschen und Mädeln waren nach dem Punkte geeilt, von wo sie das Häufchen sehen konnten, und winkten ihm mit den Fingern und riefen: „Bravo, Hanni! Gute Nacht, Poldl!“ Der Poldl hörte sie nicht mehr.

Schon trieb er das kleine Mädel die steile Treppe nach der Bodenkammer hinauf, dort sollte sie schlafen und „a Muach' geb'n.“

Dann betrat der junge Ehegatte den größten Mann seiner Behausung, die Küche.

Seine Frau lehnte zitternd am Herd. Er nahm sie in seine Arme und führte sie gegen das Fenster. Auf die Berge im Westen fiel eben der erste Strahl der aufgehenden Sonne. Ihre Gipfel glühten in zartem Rot, ein neuer Tag war angebrochen. Ein Tag des Glückes schenkte er dem Poldl...

### III.

Und der Poldl war glücklich.

In seiner männlich-schlachten Bescheidenheit verlangte er nicht viel von den anderen, und in dem Zusammenleben mit Josepha hatte er in seinem Herzensreichtum so viel gegeben, daß er die Dürftigkeit ihrer Gegenleistung kaum merkte. All' sein Sinnen ging dahin, sie glücklich zu machen. Sie fühlte das, sie war ihm ergeben und dankbar und darob doch auch, denn gerade für Dinge, nach denen ihr Sinn stand, hatte er kein Verständnis.

Nach einem harten Winter hatte er versucht, sein Heim vor den es bedrohenden Elementen zu schützen. Gegen Lawinengefahr hatte er an der Höhe Abbaumungen unternommen, und nun baute er mit einer Geschicklichkeit, die einem Ingenieur Ehre gemacht hätte, einen Schutzdamm gegen den See hinaus. Während links und rechts an dem Häufel die Felsen senkrecht in die Tiefe hinabiriegen, breitete sich vor demselben ein Riff aus, das bei utederem Wasserstand über den Seespiegel hervorragte. Dort legte er auf vom Lande hinausgeschobenen Pfählen den Damm an und füllte ihn mit Steinen aus. Eine kleine Terrasse war gebildet, und nun führte er mit dem Schiefbarren Erde herzu, umgab den schmalen Fleck mit einem Zaun und pflanzte Kohl und Kartoffeln an.

Eine Unsumme von Arbeit war für einen kaum nennenswerten Ertrag vergeudet. Ihn machte das so gewonnene Fleckchen Freude. Hanni hatte ihm getreulich bei der Arbeit geholfen; ebenso interessiert, ebenso amermüßlich wie er selbst.

Die junge Frau quälte sich indes mit dem Gedanken, die Freiheit, die sich der Poldl herausgenommen, könnte seinen Wohlthätern nicht recht sein.

Sie vergaß, daß ehemals diese Stelle bei Hochwasser überhaupt nicht passierbar war und die Pfrognerente hoch oben über die Felsen hinwegklettern mußten. Der Pfrogner lachte sich auch heimlich ins Häufchen. Was dringend nötig war und er nur der Kosten wegen geacht, hatte er um umsonst bekommen.

Als der Poldl mit allem fertig war, hatte er seine Josepha von ihrer Maschine hinweggeholt und sie zu der neu gezimmerten Bank geführt, die er unter der Linde in den Boden gerammt.

Da saßen sie nun so traut nebeneinander, sie die Hände über den gesegneten Kelch gelegt, und blickten mit befriedigtem Stolz auf ihr erweitertes Eigentum.

Es war September geworden, als Josepha ihr erstes Kind geboren hatte.

Blas und erschöpft lag sie in der Stammer. Der Poldl aber lachte und weinte vor Freude und Unbeholfenheit, als er seinen Sohn in den Armen hielt.

Alle Leute hatten Kinder, das war ganz natürlich, daß er eins hatte, erschien ihm wie ein Wunder. Und sein Kind hatte so liebe Augen und so weiche Händchen, und es konnte sehr köpferl wenden und 's Wöschel spizen. Ja, ja, der verlangte schon was zu essen. Seine Mutter konnte ihn nicht ernähren, aber die Biene der Kubein übernahm das Geschäft. Und die Hanni wußte das Kind zu stillen und zu baden, zu wickeln, und des Nachts stand die Biene in der Dachkammer neben ihrem Bette.

Den Poldl überkam es wie Nüchternung, als er das halbwichlige Mädel so sorgfältig sich um sein Kind bemühen sah.

„Ja, woher hast denn das g'lernt, Hanni?“ fragte er.

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß nit, ich mein, das hat man im Pfähl. Sonst kann ich die Fragen nit leiden, aber der verbarnt mir, weil er gar so klein is.“

Es war wirklich ein zartes Wöschel, das sich langsam entwickelte. Und es konnte noch nicht gehen, so war schon ein zweites da, und wie erum über's Jahr hatte die Josepha, höchst überflüssigeweise, ihrem Manne zum dritten Male Vaterfreunden bereitet. Diesmal war es ein Mädel, und der Poldl, der die Buben schon gewöhnt war, stand dieser Novität mit neuer Zärtlichkeit und besonderem Respekt gegenüber. Das Dirndl war auch so hübsch und frisch, mit krausem, rötlichblondem Haar wie der Vater. Und es war so ruhig und geschickt und schlief Tag und Nacht.

Das war ein Glück, sonst hätte die Hanni die Arbeit nicht mehr bestreiten können.

Der Poldl hatte nun eine große Familie allein zu erhalten, denn die Josepha erholte sich diesmal so langsam, daß es schier zum Verzweifeln war.

Und als nun gar der Winter kam, waren die jugendfrischen Augen des Poldl trübe geworden, und die Sorge hatte Falten in seine Stirn gegraben. Einmal, als er nicht aus und ein wußte, war er auf das Drängen seiner Frau zum Obermillner gegangen, um eine weitere Hypothek auf sein Haus zu nehmen.

Der Obermillner, bei dem das ganze Dorf im Schuldbuche stand, mahnte väterlich davon ab.

„So viel Schulden im kein' gut; wie willst denn da die Zinsen bezahlen?“

Der Poldl versicherte, im nächsten Sommer werde er sich sicher heranziehen.

Er hatte sich verrechnet. In der Zeit, wo der Ort in Folge des Bahnbauens von fremden Arbeitern überschwemmt war, geriet der Ban der Landhäuser ins Stocken.

Die Weierer Spießer fürchteten sich vor dem „Gefindel“ und wollten die Eröffnung der Bahn und die Entlassung der Bahnarbeiter abwarten, ehe sie sich hier niederließen.

So hatte denn Poldl auch während des Sommers durch Arbeitslosigkeit schwer zu leiden.

Eudlich war die Gebirgsbahn fertiggestellt und eröffnet. Jeder wollte sie befahren.

Der Andrang war kolossal.

Seethal war in die Mode gekommen.

Der Felsenweg, an dem Zimmermannshäufchen vorüber, war jetzt eine beliebte Promenade der Sommergäste geworden.

Es hieß, der Weg solle verbreitert werden, und die Gemeinde verlangte einen Beitrag aus Landesmitteln dafür. Diesen geplanten Verschönerungen stand das Häufel des Poldl in seiner Arnseltigkeit gar sehr im Wege.

Und die Gemeindeväter, die sich gegen die Verlegung des Friedhofes, der sich noch im Zentrum des Ortes, hinter der Kirche befand, energisch wehrt hatten, nahmen plötzlich den Mund voll und erklärten, hier müsse etwas getan werden für die „Hyäne“.

Wie kämen die Sommergäste auch dazu, daß sie sich da zwischen Häufel und Zaun durchwinden sollten, wo Besen und Rüber standen und anderes Hausgerät und die armselige Kinderwäsche, zum Trocknen aufgehängt, ihnen entgegenflatterte.

Die Enttäuschung gegen den Poldl wuchs, als seine Kinder am Scharlach erkrankten. Die Krankheit war im Orte sehr heftig aufgetreten, aber sorgfältig verheimlicht worden, um die Sommergäste nicht zu verschrecken. Der Poldl hätte ebenfogen das Maul halten können, aber nein, war's Dummheit, war's Bosheit von ihm, er sagte es allen, die es hören wollten, daß seine Kinder den Scharlach hatten und sich die Ansteckung aus dem Dorfe geholt hätten.

Und als sein Liebling, sein kleines Mädchen, der Krankheit zum Opfer fiel, hatte der Mann sich fast an dem Vater vergrißen, weil dieser seine Pflicht, die Anzeige zu machen, versäumt hatte.

Mein Gott, so ein Mensch muß doch froh sein, wenn ihm eines wegstirbt, er hat noch immer Kinder genug; der hatte sich aber um den Verlust so gekränkt, daß er miserabel aus sah.

Ja, der Poldl war nicht mehr der, der er einst war, sein Stiernacken war gebeugt, der Lebensmut von ihm gewichen.

Eines Abends kam er später als sonst nach Hause.

Die Kinder schliefen bereits; auch Josepha hatte sich zu Bett gelegt. Er erzählte ihr, daß ihn Herr Hofer nach der Arbeit zu sich berufen, damit er in seiner Wohnung ihm einiges repariere, das habe ihn aufgehalten. Der Hofer tat das öfter, denn der Zimmermann machte ihm die Tischlerarbeit „aus Gefälligkeit“ umsonst.

Poldl holte sein Abendessen aus der Küche, wo es für ihn warmgehalten wurde, langte einen Löffel vom Gestell und setzte sich mit dem Suppentopf an das Bett seiner Frau.

Teilnehmend fragte er sie, ob ihr etwas fehle. Josepha verneinte; sie sei nur so müde.

„Hast gewiß wieder auf der Maschin' genächt,“ sagte er vorwurfsvoll. Da fuhr sie gereizt gegen ihn auf: „Als ob meine Arbeit nicht nötig wär! Wir stecken voll Schulden und anzuziehen hab' ich auch nichts mehr... Ich schäme mich ja schon, in die Kirche zu gehen... und wenn erst wieder der Winter kommt, wo Du wochenlang nichts verdienst... Herrgott, mir grant davor, wenn ich nur d'ran deut! — Wie haben wir im vorigen Winter hungern müssen — gräßlich — schanderhaft!“

„Ich kann mir dafür,“ sagte er. Es lag etwas so Graubolles in seinem Ton, daß sie plötzlich verstummte. Er aß noch einige Bissen und stellte den Topf beiseite.

Sie langte danach und sah, daß der Mann kaum die Hälfte seines Zubehörs verzehrt hatte.

„Hast denn kein' Hunger?“ fragte sie bestürzt.

(Fortsetzung folgt.)



## Zwei Fabeln.

**Mäferschwärmer.** Ein Schmetterling zog an dem Dünghaufen vorbei, in den sich gerade ein behäbiger Mistkäfer langsam und faul einwühlte. „Wo willst Du hin?“ rief ihm der Käfer zu. „Droben zum Gipfel, wo die duftenden Rosen blühen!“ erwiderte der Falter. „Du hast wohl nicht so große Eile; warte also ein wenig, bis ich alles, was ich auf dem Herzen trage, gefragt habe. Weshalb willst Du dort hinauf? Ist's nicht hier auf dem duftigen Hügel ebenso schön? Höheres gibt es überhaupt nicht! Ich glaube gar, Du willst mich zum Narren halten! Was soll das eigentlich heißen, daß Du fliegst? Kannst Du nicht ebenso kriechen, wie wir? Fliegen ist unnatürlich; das Normale ist kriechen; dafür habe ich den Regenwurm, die Schnecke und den Egel als Autoritäten. Ich könnte es doch auch, aber tue ich's denn? Seid doch wie wir, dann fehlt Euch nichts zum Glück. Ist der Dünghaufen nicht geradezu ein Paradies?“

Der Schmetterling aber lächelte zur Antwort pöbelte er sich gar nicht veranlaßt und flatterte fort; hinauf zum Gipfel, zu den duftenden Rosen... „Was liegt denn da auf unserem Hügel?“ fragte nach einigen Tagen der Mistkäfer die Schnecke. „Ich glaube gar, das ist der Schmetterling von vorgestern. Das hat er nun von seinem unnatürlichen Leben! Weshalb mußte er auch fliegen, wo ein verständiges Tier kriecht, hübsch bedächtig kriecht? Eigenstimmiges Geschöpf! Jetzt ist er draußen erfroren, während wir warm in unserem Mist gefressen haben. Ich kann ihn gar nicht einmal bemitleiden: er hat ja sein Unglück selbst verschuldet!“

\*

**Die beiden Kreisel.** Der große Brummkreisel schien gewaltig eboft zu sein, obwohl er eigentlich wenig Ursache dazu hatte. Der hölzerne ließ all seine hüpfenden Wortwürfe stumm über sich ergehen. Aber der Brummkreisel schimpfte und tobte immer weiter.

„Ach, Du Lump, Du hast gar keine Berechtigung, neben mir zu existieren. Du denkst wohl gar, Du bist meinesgleichen, Du elender Proletarier, Du bist Du vielleicht auf die drei blanken Knöpfe da an Deiner Mütze stolz? Oder darauf, daß Du von Holz bist? Hut Teufel: von Holz! Bettelstülp! Sieh mich einmal an: Ich bin von Blech. Du mit Deinem platten Schädel erkennst natürlich nicht den gewaltigen Unterschied! Ich kann auch singen, daß alle Menschen entzückt lauschen; ich habe auch goldene, rosenfarbene und dunkelblaue Bänder über Brust und Bauch, und ein silbernes um den Hals, während Du — Du dummer Pöbel — Dich mit schmutzigen, roten und grünen Streifen brüwest! Und Deine ganze Figur! Ich würde mich ja schämen, wenn ich so wenig Ehre besäße! Weißt Du überhaupt, was Ehre ist? Du siehst ja aus, wie ein umgeschörter Kirchthurm; Du hast ja nicht einmal einen anständigen Bauch! Ach Gott, ich vergeude wahrhaftig meine kostbare Zeit an dies Lumpenpack! Die verdienen's ja gar nicht, daß man sich überhaupt mit ihnen abgibt!“

Der Holzkreisel aber wagte kein Wort zu erwidern. Der andere aber fühlte sich durch seine Rede gewaltig gekräftigt und erhob sich: diesem Kreisel hatte er's endlich einmal gründlich gegeben! Da schenkte ihm eine Hand empor; er mußte sich drehen, unermüdtlich sich drehen, und dazu sein eintöniges Lied singen, wie er's schon tausendmal getan hatte. Und neben ihm wirbelte der schlichte Holzkreisel — freilich nach dem Schlage einer Peitsche. Aber tanzen mußten sie beide, so lange ihr Herr — der kleine schwächliche Knabe — es wünschte. Der große Kreisel durfte dabei höchstens ärgersüchtig brummen. —

\*

**Spielzeug aus dem Walde.** Wenn Kinder im Walde spazieren gehen, dann finden sie gewöhnlich eine Menge von Naturgebilden, die sie in ihrer schöpferischen Phantasie zu mancherlei Spielzeug verwenden können. Da liegen unter den Nadeln allenthalben die seltsamen Fruchtzapfen, die Steinäpfel. Davon schneidet man den Stiel glatt von der Basis weg, alsdann lassen sie sich gerade aufstellen und

geben kleine Buschpyramiden ab, die man in Reihen zu Alleen oder Hecken anordnen kann. Will man die „Anpflanzung“ einzäunen, so eignen sich hierzu sehr gut Weidenruten. Die dickeren Enden werden als Pfähle benutzt, die durch drei übereinander befindliche Miegel (Querlatten) miteinander verbunden werden. Die Miegel werden an den beiden Enden zugespitzt und in die Pfähle, die zu diesem Zweck mit Löchern versehen werden, hineingesteckt. Die Weidenruten können in ihren gelben, roten, braunen, blauen Naturfarben verwendet, sie können aber auch geschält werden. Sehr wirkungsvoll nehmen sie sich aus, wenn man ihnen durch entsprechendes Ausschneiden von Rindenteilen eine bunte, regelmäßige Zeichnung gibt. Die Weidenruten lassen sich wegen ihrer großen Vielseitigkeit und schönen Färbung überhaupt zu allerhand Spielwerk verwenden: zu Torbögen, Meisen, Vögelbögen und ähnlichem.

Als Baum in unterem eingezäunten „Park“ dienen kleine Zweige von Kiefern und Wachholder, die in Scheiben von Kastanien oder Holz gesteckt werden, damit sie auch recht stehen. Allerliebste kleine Schüsseln geben die Fruchtbecher der Eichen ab. Der Stiel wird abgeschnitten, die runden Eichen selbst sind Sonnen, Warenballen, Mehlsäcke, Bierbecher der Eichen auch vorzüglich zum Pfeifen benutzt werden. Wenn ein Signal mit einer Dampfpeife, Mittagspause in der Fabrik oder das Pfeifen der Lokomotive gewünscht wird, so leisten diese Weckerchen großartige Dienste. Man klebt sie zu dem Zweck in die Hautfalte zwischen Zeige- und Mittelfinger und preßt diese bei geschlossener Faust eng zusammen, so daß nur eine schmale, längliche Lücke in den Wecker hinabführt. Nun hält man die Hand an den Mund und pfeift in die Öffnung hinein. Bei einiger Übung wird man einen überraschend herrlichen Pfiff herausbringen, der freilich von den Mitbewohnern des Zimmers und des Hauses weniger angenehm empfunden werden dürfte. Auch die Felle der Buchen, Ahorne und die verholzten Ästchen der Erlen regen durch ihre absonderlichen Formen die Phantasie der Kinder an.

Die bunten Früchte verschiedener Sträucher, der Wildrosen, des Weißdorns, des Hartriegels, des Schlehdorns, Kaulbaums u. a. können als Perlen auf Fäden gereiht werden. Sie können auch zur Verzierung von kleinen Gurländen und Kränzen verwendet werden, deren grünes Material die zierlichen Moose bilden, die in verschiedenen Formen den Waldboden bedecken. Zu solchen grünen Gewinden, die zur Ausschmückung von Puppenstuben dienen können, eignen sich überhaupt verschiedene wintergrüne und bunte Objekte aus dem Walde: Zweige von Preiselbeeren, von der Mistel, natürlich auch Nadelbaumzweige, die rotroten Blätter der Buchen. Die eigenartigen Fruchtstängel des Hopfens können als Lambions aufgehängt werden, und zwar dienen als Schnüre, an denen sie hängen, die windenden Stengel des Hopfens selbst. Werden Stecknadeln gewünscht, so verrichten Dornen der verschiedensten Waldsträucher gute Dienste. Auch die schönsten bunten Vogelfedern, die man häufig genug im Walde findet, erregen meist das Gefallen der Kinder und geben ihrer geschäftigen Phantasie eine erwünschte Anregung. Oft genug kommt es vor, daß sich Kinder gerade mit diesen Kleinigkeiten aus der Natur viel eifriger zu schaffen machen, als mit dem kostbarsten Spielzeug, das in seiner Vollkommenheit dem kindlichen Schaffensstriebe viel zu wenig Gelegenheit zur Betätigung gibt. —

**Zur Prüfung und Übung der Sinne bei Kindern** empfehlen sich einige Versuche, die leicht und unterhaltlich anzustellen sind. Am zweckmäßigsten richtet man zwei Reihen von Gegenständen ein, deren je zwei einander gleich sind; das Kind soll dann aus der in Unordnung vorgelegten einen Reihe jeweils die den Gliedern der anderen Reihe entsprechend gleichen Gegenstände herausfinden und zu jenen legen. Beispielsweise kann die Mutter mehrere Paare von Wollbündeln so zusammenbringen, daß je zwei gleiche Bündel ein Paar bilden und die Bündel sich im übrigen durch verschiedene Farben oder noch besser durch verschiedene Farbtönen unterscheiden. Die Mutter behält die eine Reihe geordnet, das Kind bekommt die andere Reihe ungeordnet vorgelegt und soll nun zu jedem bei der Mutter liegenden Wollbündel das gleiche aus seiner Reihe herausfinden. Statt der Wollbündel lassen sich, wenn man den Farbensinn prüfen will, verschiedenfarbige Stoffmuster verwenden. Auch farbige Papiere sind dazu geeignet, dürfen aber nicht spiegeln. Man wählt die Farbenpapiere so, daß mehrere Farben je in einigen Abstufungen des Farbentones vorhanden sind und schneidet aus jedem Farbenpapier zwei gleiche

Stücke aus. Dann wird die eine Hälfte Ausschmückung wieder, gemäß der Natur der Farben von der Mutter in eine entsprechende Reihe gelegt, das Kind bekommt abermals die andere Hälfte, ungeordnet, und muß nun die gleichen Ausschmückung zu den gleichen legen. Wer eine solche Vorrichtung fertig kaufen will, kann sich der Farbenkärtchen Augenarztes Hugo Magnus bedienen, die mit einer Broschüre: „Die methodische Erziehung des Kindes“, zuerst 1870 (Breslau, B. H. Stern) erschienen sind; sie enthalten zwei Gruppen von je 30 Stücken, die als je sechs Abstufungen von sechs Farben zusammengestellt sind.

In ähnlicher Weise läßt sich das Erkennen verschiedener Gestalten üben und prüfen. Man schneidet aus sehr hartem Papier oder aus Pappe einfache geometrische Figuren aus, je in zwei Exemplaren gibt dem Kinde die eine Hälfte und läßt nun wieder nur Gleiches zu Gleichem legen. Zu feineren Abstufungen führt ein ähnliches Vorlegen verschiedener Gewebe, durch welches das Kind bei Zeiten die Verschiedenheit der bei uns vorkommenden Textilien vertraut machen kann.

War bisher der Gesichtssinn in Betracht gekommen, so läßt sich auch der Tastsinn oder Tastsinn in analoger Weise pflegen. Hier ist ebenfalls die Vorgebung von Stoffmustern oder dergleichen zweckmäßig; man stellt je zwei Stücke von Stoff zusammen, die sich voneinander durch verschiedene Grade von Glätte und Rauigkeit unterscheiden, und verfährt dann wiederum wie früher. Der Tastsinn entwickelt sich, wenn wir sehr vom Geruch absehen wollen, für den Gehörsinn verwenden. Er muß uns nur gelingen, je zwei gleich klingende Stimmen aus Metall, eventuell aus Holz, oder Glas oder dergleichen zusammenzubringen, und hat dann wiederum zwei Reihen, aus denen einer das Kind die den anderen Reihengliedern entsprechenden Stücke herausfindet.

In dieser Weise wird man bei einiger Geduld und bereits nach kurzer Beschäftigung mit der Sache noch manche Variationen zu den hier vorgeschlagenen Versuchen finden. Man überschätzt dabei meistens nicht nur den Vorrat von Aufmerksamkeit beim Kinde, sondern auch die Widerstandskraft seiner Sinnesorgane. Namentlich das Auge darf mit derartigen nicht zu lange belastet werden, obwohl gerade der Gesichtssinn wohl den größten Reichtum an nützlichen und unterhaltlichen Experimenten darbietet.

## Rösselsprung.

gem	nen	Wohl	ble	zu	Die	lich	Der
kel-	Schol-	Tücht-	Thra-	setn.	in	nie	reht.
tas-	brin-	Reist	den	her-	und	gen,	fröh
le	me	an	Ern-	gen	gol-	me-	es
gen	fen	se-	nur	storn	Re-	muß	Doch
ne.	nie-	we-	bet	te-	bricht,	wirft	Eräu
nichts	Wei	ta-	der-	der	Son-	Wer	will.
Fon-	den	nes	Im-	licht.	fen	mes	Du
Det-	ge-	Th.	mag	Gra-	gen,	nen-	schaf

## Kapsel-Rätsel.

Weltverbesserer — Observatorium — Garmonte — Ostindien — Dorfschullehrer — Karrenschleher — Wendehals — Zandfischer — Blumenblätterin — Sternschanze — Madenpuppe. Diese elf Wörter enthalten ein Sprichwort, welches zu suchen ist.

(Die Auflösung der Rätselaufgaben erfolgt in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

**Nachdruck des Inhalts verboten!**